

TILL DEMBECK

Martin Bäuerle: *Kommunikation mit Texten. Studien zu Friedrich Schlegels Philologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft 557), 213 S. € 29,80. ISBN 978-3-8260-3218-9

Martin Bäuerles Studie zu Friedrich Schlegels Philologie wirft ein Problem auf, das sich aus ihrem Verhältnis zu ihrem Gegenstand ergibt. Bäuerle versucht zu erklären, warum Friedrich Schlegels philologisches Denken für die Geschichte des Faches im 19. Jahrhundert so geringe Folgen gezeitigt hat. Seine Antwort lautet, Schlegel habe Philologie zu eng an Poesie geknüpft und damit die Leitdifferenz des Wissenschaftssystems verfehlt, in das sich die Philologie damals gerade einzureihen versucht habe. Ich möchte eine Gegenthese aufstellen und behaupten, dass es vielmehr die ethischen Implikationen der Schlegel'schen Philologie gewesen sind, die eine breitere Rezeption verhindert haben – obwohl gerade sie für die heutige Selbstreflexion von Philologie besonders interessant sind.

Eine der interessanteren Argumentationsfiguren beim frühen Schlegel – und nur mit diesem beschäftigt sich Bäuerles Studie – verbindet eine radikalisierte Hermeneutik des Missverstehens mit einem evolutionstheoretischen Entwurf. Die Schleiermacher'sche Einsicht, nicht das Verstehen, sondern vielmehr das Missverstehen ergebe sich von selbst, aus der Schleiermacher selbst die Notwendigkeit einer beständigen Arbeit am Verstehen ableitet, münzt Schlegel in eine Schreibweise um, die Missverstehen oder Unverständlichkeit zu provozieren versucht. Gerade in den Freiräumen, die das Missverstehen nicht zuletzt auch verschafft, sieht Schlegel nämlich einen evolutionären Vorteil. Schließlich kann man das Geschäft des philologischen Studiums, wie es Schlegel etwa in seinem Aufsatz *Über Lessing* projiziert, nur betreiben, wenn man weiß, dass man allen Annäherungserfolgen zum Trotz dennoch missverstehen *muss* – denn nur dann lässt sich der Prozess der philologischen Verständigung am Leben erhalten und seinerseits produktiv machen. Das gilt sowohl für den Bereich der Poesie, die sich, so das *Gespräch über die Poesie*, im beständigen An- und Umbilden ihrer Werke entfaltet, als auch für die Philologie: Philologie *soll* nicht nur >poietisch< werden, sondern sie *kann* gar nicht anders.

Martin Bäuerle: Kommunikation mit Texten

202 Aus dieser Konstellation folgt, dass die Philologie einer Ethik unterworfen ist, die sie mit jenem ›ästhetischen Imperativ‹ (Fohrmann) in Verbindung setzt, den die ›Kunstperiode‹ aufgestellt hat. Der ›philologische Imperativ‹ besteht zum einen in der Aufforderung zu einem Studium, das sich ganz in die Strukturen des jeweiligen Werks einzuarbeiten hat, um ihm gerecht werden zu können; zum anderen ist diese Gerechtigkeit aber nur dann zu gewährleisten, wenn sie mit einer Perspektive verbunden wird, die das Werk überschreitet, und zwar insbesondere mittels massiver Kritik, wie Schlegel sie sich etwa an Lessing zu üben gezwungen sieht. Die Aufforderungen zur Teilhabe am und zur Entfremdung vom Gegenstand verschränken sich so unauflöslich: Man muss das Werk zugleich bedingungslos wertschätzen und es bedingungslos für das eigene Denken ausschachten können.

Diese Verschränkung macht es ausgesprochen schwierig, ja riskant, dem philologischen Imperativ Folge zu leisten. Wenn es im 23. *Athenaeums*-Fragment, das Bäuerle auf geradezu fahrlässige Weise fehlerinterpretiert (S. 12 f., S. 24), heißt, es sei »[a]nmaßend [...], noch bei Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen«,¹ so deuten sich Probleme für das Selbstverständnis des Philologen an. Gedanken zu haben und sein Eigen zu nennen, macht auch den philologischen Autor aus – und lässt ihn zugleich Gefahr laufen, anmaßend gegenüber seinem Gegenstand zu werden. Zwar ist es für den Fortbestand von Philologie wie Poesie notwendig, die Anmaßung der Autorschaft auf sich zu nehmen, aber das Risiko ist unvermeidlich, dass man mit dieser Anmaßung hinter das Niveau des philologischen Gegenstands zurückfällt und als Hochstapler auffliegt. Da aber, wie es am Schluss des Fragments heißt, »nichts anmaßender sein kann, als überhaupt zu existieren«, handelt es sich wohl um einen Teil des Lebensrisikos. Wenn man es schon muss, so kommt es darauf an, im richtigen Moment und an der richtigen Stelle anmaßend zu sein. Für den Philologen heißt das, dass die wertschätzende Hinwendung zum Gegenstand nicht auf Kosten der ›eigenen Gedanken‹ gehen darf – und umgekehrt. Ihr Gegenstand erlegt Bäuerles Studie also einen strengen Maßstab auf. Geht man von diesem Maßstab aus, so ist zu klären, inwiefern die Arbeit Schlegels philologischen Überlegungen ›gerecht‹ wird, inwiefern sie also im Sinne Schlegels unbedingtes ›Studium‹ und unbittliche Kritik in geeigneter Weise verbindet.

¹ KFSa 2, S. 171.

203

Leider setzt Bäumlerles ›Kritik‹ zu früh ein, und zwar zu Lasten des ›Studiums‹. Wenn er nämlich erklären möchte, woran Schlegels Philologie gescheitert ist, impliziert das mehrere gewichtige Voraussetzungen: Vorausgesetzt wird, dass es Schlegels Ziel gewesen sein dürfte, seine Vorstellungen von Philologie auch fachwissenschaftlich umgesetzt zu sehen. Vorausgesetzt wird ferner, dass klar ist, wie anders die fachwissenschaftliche Entwicklung demgegenüber verlaufen ist und wie diese Entwicklung beschrieben werden muss. Beides sind Voraussetzungen, die es aus Gründen der Gerechtigkeit dem Text gegenüber zu prüfen gälte – was Bäumlerle aber unterlässt. Seine Anmaßung gegenüber Schlegel besteht darin, dass er stattdessen einen systemtheoretischen Entwurf wissenschaftlicher Ausdifferenzierung unbefragt als Hintergrund der Entwicklung von Philologie ausgibt (S. 28–31). Demzufolge etabliert sich Wissenschaft um 1800 anhand der Leitdifferenz wahr/unwahr. Schlegels ›Fehler‹ hat Bäumlerle zufolge darin bestanden, dass er diesen evolutionären Zug nicht wahrgenommen beziehungsweise ihm mit dem Ziel einer Entdifferenzierung entgegenzuwirken versucht hat. Zwar wird Schlegels Denken durchaus als historisch bedeutsam und repräsentativ angesehen, etwa wenn es immer wieder – in einer etwas platten medienhistorischen Reduktion – auf den Alphabetisierungsschub um 1800 und die Entwicklung des Buchmarkts bezogen wird (S. 18–24, S. 115–119, S. 142–144, S. 157). Auch wird Schlegel zugute gehalten, er habe die Differenz zwischen Literaturwissenschaft und -kritik noch nicht kennen können (z. B. S. 12, S. 30, S. 189, S. 191). An anderen Stellen aber werden Schlegel – einer wirkmächtigen literaturhistorischen Tradition folgend – mangelnde Systematik und ein laxer Umgang mit Begrifflichkeiten vorgeworfen (z. B. S. 14, S. 83). Damit soll Schlegels Scheitern zwar nicht erklärt werden, doch wird er so von vornherein in ein ›unwissenschaftliches‹ Licht gerückt – als sei klar, dass Philologen ›eigentlich‹ so nicht verfahren. Dieser Gestus läuft jedoch dem Anspruch zuwider, der sich aus Schlegels Überlegungen für eine philologische Lektüre ableiten lässt: Schlegel ist allein durch die Wahl des Hintergrunds, vor dem seine Texte behandelt, und des wissenschaftshistorischen Maßes, an dem sie gemessen werden, bereits vor jeder Lektüre ›verurteilt‹ – ohne dass noch gefragt werden kann, inwiefern seine Beschreibungen von Philologie jenseits ihres angeblichen Scheiterns von Bedeutung sein könnten.

204 Trotz dieses unangemessenen Rahmens versucht Bäuerle im Detail nun durchaus, Schlegels Texten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So bemüht er sich jenseits der angeblichen Unsystematik Schlegels um eine systematische Darstellung seines philologischen Denkens. Er untersucht im Anschluss an die Einleitung das *Gespräch über die Poesie* (Kapitel 2), Schlegels Entwürfe zur Literaturgeschichte und sein Literaturprogramm (Kapitel 3), seinen Versuch, Philologie und Philosophie in ein Verhältnis zu setzen (Kapitel 4), und seine Beschreibung von Lesen und Verstehen (Kapitel 5). Kapitel 2 vertritt dabei die bereits erwähnte These, Schlegel setze für die Philologie keinesfalls den Code der Wissenschaft, wahr/unwahr, sondern vielmehr den Code poetisch/unpoetisch an. Kapitel 3 widmet sich dem *Studium*-Aufsatz, dem Aufsatz über die *Schulen der griechischen Poesie*, einzelnen Fragmenten und unveröffentlichten Notizen. Bäuerle liefert einige treffende Rekonstruktionen dieser Texte und ihrer teils problematischen, aber auch schon von ihnen selbst problematisierten Begriffsbildung – man denke etwa an die ›schwierige‹ Unterscheidung zwischen dem ›allgemeinen Geist‹ der griechischen Poesie und ihren lokalen Erscheinungsformen (S. 64). Teils scheint Bäuerles Systematisierungswille allerdings etwas übereifrig, etwa wenn Schlegels Entwürfe von ›Transzendentalpoesie‹ und ›Universalpoesie‹ gegeneinander ausgespielt werden (S. 74, S. 80 f.). Natürlich bezeichnen die Begriffe Unterschiedliches, aber sie sind doch Teil ein und desselben Projekts. Die Behauptung, ›Transzendentalpoesie‹ müsse einen rückwärtsgewandten Charakter haben, ist sicherlich nicht haltbar.

Kapitel 4 geht den Anstrengungen Schlegels nach, Philologie und Philosophie einander anzunähern. Zunächst bietet Bäuerle eine Reihe von letztlich wenig hilfreichen Rekonstruktionen von Argumenten Kants, Fichtes sowie Hegels und wendet sich dann Schlegel zu. Die Rekonstruktion läuft am Ende auf die Behauptung hinaus, Schlegel habe der Philosophie als Fachwissenschaft das ›Angebot‹ gemacht, ihre ›Schreibweise‹ gewissermaßen rhetorisch aufzupolieren (S. 128 f., S. 138), um so der notorischen Missverständlichkeit philosophischer Texte zu begegnen (S. 126, S. 137) – ein Angebot, das die Philosophie aus Gründen fachkonstitutiver Eitelkeit habe ablehnen müssen (S. 137–141). Diese offensichtliche Fehllektüre ist im Zusammenhang mit den Ausführungen in Kapitel 5 zu sehen, die mit Schlegels Theorie des Lesens insbesondere den frühromantischen Umgang mit der Differenz

von Geist und Buchstabe behandeln. Bäuerle greift zu kurz, wenn er schreibt, es gehe der von Schlegel vorgeschlagenen Art und Weise des Lesens darum, den Geist aus dem Buchstaben ›herauszulösen‹ (z. B. S. 121, S. 171, S. 177), Buchstabe und Geist eines Textes im Verstehen in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu setzen (S. 171) und sie zu diesem Zweck zu ›vergleichen‹. Er unterschätzt damit nämlich das ›Ablöseproblem‹ (Derrida), das Schlegel und Novalis am Buchstaben entdecken: das Problem nämlich, dass Geist nie ohne Buchstaben und damit ohne eine letztlich unkontrollierte Konstitutionsleistung der produktiven Einbildungskraft zu haben ist. Wenn Bäuerle fälschlicherweise meint, es sei Schlegel wichtig, zwischen Geist und Buchstabe unterscheiden zu können (S. 169), und wenn er dann tatsächlich eine Zuordnung von Textmerkmalen vollzieht, die die ›Schreibweise‹ eindeutig dem ›Buchstaben‹ zuschlägt (S. 130, S. 169), so erklärt sich daraus das Missverständnis von Kapitel 4: ›Schreibweise‹ im Sinne Schlegels meint eben nicht nur die Gestaltung des ›Buchstabens‹, sondern die je spezifische Art und Weise der immer unauflöslichen Verhäkelung von Geist und Buchstabe. Wenn Schlegel auf der Grundlage dieses Konzepts die Schreibweise der Philosophie kritisiert, ist das keinesfalls eine ›kosmetische‹ Kritik.

Hinter Bäuerles merkwürdiger Reduktion des Begriffs der ›Schreibweise‹, wie er von Schlegel für die Philologie fruchtbar gemacht wird, verbirgt sich nun aber – und damit ist erneut die Problematik des Grundanliegens Bäuerles berührt – eine historische wie systematische Fehleinschätzung von Philologie. Die Bindung dieser Disziplin an das Wissenschaftssystem, wie es etwa Luhmann beschrieben hat, ist deutlich komplexer als es Bäuerle darstellt, zumal Bäuerle entscheidende Konzepte Luhmanns wie den Beobachtungsbegriff fehlinterpretiert – er fragt beispielsweise bei der Rekonstruktion eines Schlegel'schen Konzepts, ob es sich um einen »Beobachtungsbegriff« oder um ein »objektiv gegebenes Faktum« (S. 44) handele (vgl. auch S. 48, S. 31). Die epistemologischen Grundlagen des Luhmann'schen Konstruktivismus sind gewiss nicht angemessen berücksichtigt, wenn behauptet wird, eine Theorie, die von Polysemien ausgehe, könne nicht Grundlage wissenschaftlicher Beschreibungen werden, da sie die eindeutige Zuweisung von Wahrheitswerten torpediere (S. 185; vgl. auch die verheerende Fehleinschätzung der Dekonstruktion auf S. 186). Es ist daher unfreiwillig komisch, wenn Bäuerle über eine Stelle bei Schlegel

206 sagt, es gehöre »schon eine gehörige Ignoranz [...] oder ein Mangel an Ironiefähigkeit« dazu, »um nicht zu verstehen, was hier die Absicht ist« (S. 184). Hier liegt ein Widerspruch vor zwischen der kontingenzbewussten, konstruktivistischen Wissenschaftstheorie Luhmanns, von der Bächerle auszugehen behauptet, und seinem eigenen, auf eine in der Sache gegründete Zuweisung von Wahrheitswerten setzenden Wissenschaftsverständnis.

Luhmanns Position – so »unphilologisch« sie sein mag – steht derjenigen Schlegels sicherlich deutlich näher. Vor allem aber steht die Philologie – auch wenn es in der Tat nicht immer den Anschein hat – den Schlegel'schen Argumenten näher, als Bächerle es glauben mag. Bächerle behauptet etwa, aus Schlegels Argumentation ergebe sich die Möglichkeit einer Kombination der Leitdifferenzen wahr/unwahr und poetisch/unpoetisch, solche Kombinationen seien aber nicht wissenschaftstauglich (S. 29 f.). Damit übersieht Bächerle die uneingestandene Bedeutung eben dieser Kombinationsmöglichkeiten für die Philologie, die beispielsweise immer schon eine literaturkritische Dimension birgt – was sich an der Beteiligung wissenschaftlicher Literaturgeschichtsschreibung an der Kanonbildung sehr deutlich zeigt.² Arbeiten von Wegmann (dessen Beitrag zu Schlegels Philologie Bächerle übersehen hat) haben vorgeführt, dass der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, der sich aus der kaum zu bestreitenden Parteilichkeit der Philologie gegenüber ihren Gegenständen ergibt, die Disziplin nicht erst seit Schlegel begleitet und die Einheit des Fachs immer gefährdet hat.³ Bis zum heutigen Tag ist es ein Ziel gelungener Lektüren, die Anwendung wissenschaftlicher Standards (also des Codes wahr/unwahr) mit dem Erweis zu verbinden, dass man diese Werkzeuge nicht an einen ästhetisch wertlosen Gegenstand verschwendet hat (der mit dem Code poetisch/unpoetisch gemessen wird).⁴

2 Georg Stanitzek: »Philologie und Gegenwartssay. Überlegungen aus disziplinärer Sicht«. In: Kai Kauffmann/Erhart Schütz (Hg.): *Die Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung*. Berlin 2000, S. 243–252.

3 Siehe Nikolaus Wegmann: »Was heißt einen »klassischen« Text lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung«. In: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1994, S. 334–450.

4 Siehe Nikolaus Wegmann: »Im Seminar«. In: Thomas Rathmann (Hg.): *Texte, Wissen, Qualifikationen: Über epistemologische, wissenschaftspragmatische und kulturpolitische Aspekte eines Studiums der Germanistik*. Berlin 2000, S. 120–127.

Schlegels historisches Verdienst und zugleich seine Aktualität bestehen 207 nicht zuletzt darin, dass er diese Zusammenhänge herausgearbeitet – und damit der Philologie Maßstäbe gesetzt hat. Der philologische Imperativ nämlich lässt sich auch verstehen als eine Aufforderung zur Indienstnahme poetischer Gegenstände im Namen der Wissenschaft, die auf ihrer Grundlage ›Gedanken‹ zu entwickeln und ›Kritik‹ zu üben hat.

Diese Lesemöglichkeit entgeht Bäuerle, weil er sich von vornherein auf ein szientifisches Bild von Philologie festlegt, das er offenbar auch selbst für richtig hält. Diese Starrheit im Denken, die der Schlegel'schen Konzeption von Philologie sicherlich nicht angemessen ist, geht überdies einher mit einem sehr nachlässigen Umgang mit Sprache: Es finden sich Fehler in der Verwendung der Tempora, auch andere grammatische Fehler, vor allem aber zahlreiche Schwächen im Ausdruck, die die Präzision der Ausführungen streckenweise stark beeinträchtigen. So heißt es beispielsweise: »Transzendentalpoesie ist ein Begriff, der als Baustein einer Theorie dienen sollte. Anders gesagt, Transzendentalpoesie ist eine Unterscheidung, die eine Theorie der Poesie macht, um Poesie beobachten zu können.« (S. 81) Das ist so ungenau formuliert, dass zur Transzendentalpoesie eigentlich gar nichts mehr gesagt wird – was um so ärgerlicher ist, wenn nur zwei Seiten danach von der »fehlenden Trennschärfe in der Terminologie« (S. 83) bei Schlegel die Rede ist. Diese Nachlässigkeit wird sich, gerade weil sie einer starren Auffassung von Philologie das Wort redet, wohl kaum als ›poietische‹ Flexibilität deuten lassen.